

von Jose Jowel
Canaday
Aus dem
Englischen
Niklas Resee

Die Kraft der Vertriebenen

Handlungsfähigkeit unter Kriegsflüchtlingen in Zentralmindanao

Der Autor ist Professor für Ethnologie and der Ateneo de Manila University. Der Artikel ist ein Exzerpt seines Buches *Bakwit – The Power of the Displaced*, das 2009 in der Ateneo de Manila Press erschienen ist.

In den 1970er Jahren hat der Krieg in Mindanao ungefähr eine halbe Millionen Menschenleben gekostet und Hunderttausende von Moro-Familien aus ihrer Heimat vertrieben. Zwischen 2000 bis 2003 haben erneut zwei großen Kriege Zentralmindanao erschüttert, bei denen allein im Jahre 2000 fast eine Millionen Menschen fliehen mussten. Kaum waren die Flüchtlinge nach Hause zurückgekehrt, brach bereits ein neuer Krieg aus, noch bevor sie damit anfangen konnten, sich »zu Hause« ein neues Leben aufzubauen. Gleichzeitig fand auf den Inseln Sulu und Basilan eine massive Militäraktion gegen die Banditen der Abu Sayyaf statt, bei der rund 300.000 Menschen aus ihren Häusern fliehen mussten.

Bis heute ist Vertreibung in Mindanao an der Tagesordnung und man kann ständig unter Beschuss geraten – ob aus der Luft oder aus den Gewehrläufen des Militärs, der Aufständischen oder der allgegenwärtigen Privatarmeen. Die häufigen Privatfehden zwischen Familienclans (*ridos*) tragen ebenso dazu bei.

Alle drei bis fünf Jahre mussten die Menschen bislang ihre Dörfer verlassen, sobald es zu bewaffneten Konflikten kam. Das hielt sie in einem endlosen Kreislauf gefangen. Der Flucht folgte nach einiger Zeit die Rückkehr nach Hause; wobei der Wiederaufbau stets wieder abgebrochen werden musste, sobald es erneut zu bewaffneten Auseinandersetzungen und Bombardierungen kam.

Die *bakwit*, wie Flüchtlinge in Zentralmindanao genannt werden, sind dabei vor allem als Menschen wahrgenommen worden, die verzweifelt vor Kriegen fliehen und die schwer bepackt in beengten Flüchtlingslagern Zuflucht suchen. Das hat dazu geführt, dass sie als »hilflose *bakwit*« dargestellt werden.

Schriften aus der Zivilgesellschaft beschreiben die *bakwit* als Menschen, denen das Recht vorenthalten wird, für sich selbst zu entscheiden und die stattdessen hilflos Gewalt, Entbehrungen und äußeren Zwängen ausgesetzt sind. Menschen, die sich nicht selbst helfen können und denen geholfen werden muss. Die Erfahrungen, welche die *bakwit* auf der Flucht, bei ihrer Rückkehr und beim Wiederaufbau gemacht haben, sind jedoch nicht nur Geschichten von Hilflosigkeit und Leid, sondern auch Geschichten von Ausdauer und von Können.

Erfahrene Flüchtlinge

Als in den 1970er und in den späten 1980er Jahren die Armee im Rahmen ihrer Luftangriffe und Bodenoperationen in Zentralmindanao zahlreiche Dörfer zerstörte, mussten Familien und Nachbarn in verschiedene Gebiete des riesigen Ligawasanmarsches fliehen. Einige versteckten sich in der Umgebung ihrer Dörfer entlang von Flussufern, in Waldgebieten, in Gebieten mit hohem Grasbewuchs oder in den trockenen Teilen des Sumpfbereiches. Nur des Nachts trauten sie sich aus ihren Verstecken, um zu fischen oder zu kochen, so dass die Soldaten und Flugzeuge nicht den Rauch des Feuers entdecken würden. Damals waren sie auf sich allein gestellt, keine Hilfsorganisationen oder Gruppen aus der Zivilgesellschaft kamen ihnen zur Hilfe. Familien verließen sich auf einander und auf ihre Clanstrukturen, während sie im Marsch ausharrten.

Nachdem die Bombardements und Bodenoperationen der Armee nach einigen Monaten ihr Ende fanden, unternahmen die *bakwit* den Versuch, etwas auf dem trockenen, aber fruchtbaren Boden des Sumpfes anzubauen. Sobald die Soldaten sich zurückzogen hatten, ergriffen sie die Gelegenheit, auf ihre Felder zurückzukehren und diese wieder zu bestellen. Nach einigen Tagen der Feldarbeit oder des Fischens kehrten sie erneut in ihre Verstecke zurück, rechtzeitig bevor die Soldaten auftauchten. Einigen Familienmitgliedern gelang es auch, sich an den Posten der Armee und der mit ihnen verbündeten Paramilitärs vorbeizuschleichen, welche die Ausgänge des Ligawasanmarsches bewachten, und ihre Ernte beziehungsweise ihren Fang auf den Märkten von Pikit und Cotabato zu verkaufen.

Nach ein paar Monaten tauchten schließlich auch Händler*innen aus der Umgebung im Marsch auf und boten Kekse, Konserven, Kleidung, Schleier, Kerosin, Geschirr, landwirtschaftliche Werkzeuge und andere Waren für den täglichen Gebrauch feil. Sie kauften

Erfahrene Flüchtlinge: Pläne machen auch inmitten von Krieg und Vertreibung.
Foto: Minda-news, o. J.



den *bakwit* zugleich ihren Fisch und ihre Feldfrüchte ab.

Verglichen mit dem Leben vor dem Krieg war das Leben im Marsch nicht einfach. Und doch gelang es den *bakwit* Hochzeiten und Geburten zu feiern als auch das Totengedenken und andere wichtige islamische Riten einzuhalten. Obwohl auf der Flucht, konnten sie dabei sogar ihre besten Kleider tragen. Wie wichtig ihnen dies war, zeigt sich daran, dass Kleider zu den Dingen gehörten, die sie als eine der ersten einpackten, sobald sie wieder einmal flüchten mussten.

Als im Jahr 1974 die Konflikte nachließen, kehrte einige *bakwit* in ihre Dörfer zurück, um ihre Felder zu bewirtschaften. Zwei Jahre später mussten sie wieder fliehen, nachdem Boden- und Luftangriffe erneut ihre Dörfer heimsuchten. Wieder verstreuten sich Familienverbände im ganzen Liguasanmarsch. Hier glaubten sich die *bakwit* sicher, da sie den Sumpf für undurchdringbar hielten. Eine Hoffnung, die zerplatzte, als 1979 Hunderte von Soldaten in Dalgan am Rande des Liguasanmarsches landeten. Dies veranlasste die *bakwit* dazu, den Marsch verlassen und in den umliegenden Kleinstädten Zuflucht zu suchen.

Das Jahr 1997 markiert dabei einen deutlichen Einschnitt. Nun suchten die *bakwit* Zuflucht in öffentlichen Schulen, Koranschulen, Sport- und Lagerhallen, auf Marktplätzen, ehemaligen Kinos und anderswo in Pikit, dem regionalen Mittelpunkt von Zentralmindanao. Mindestens 30.000 Familien hatten sich in dieser Zeit nach Pikit geflüchtet. Die Regierung, humanitäre Institutionen, Kirchen und islamische Vereinigungen wie auch andere Gruppen aus der Zivilgesellschaft begannen nun mit ihren Hilfsoperationen.

Im Fernsehen und in Zeitungen waren nun Gesichter »hilfloser« *bakwit* zu sehen, die mit ausgestreckten Armen und Tränen in den Augen auf Hilfe warten, oder von Kindern mit zerrissenen Kleider und leeren Blechtellern in den Händen. Solche Bilder der Hilflosigkeit ließen die *bakwit* als Menschen erscheinen, die ihre Rechte nicht kennen, arm, ungebildet und ohnmächtig sind – und die darum weiterhin Unterstützung brauchen und die man belehren muss, wie sie ein Auskommen finden und sich selbst helfen können (*empowerment*).

Diesen medialen Konstruktionen steht eine Realität gegenüber, in der Flüchtlinge in ihre Dörfer zurückkehrten, sobald die Spannungen nachließen, und wieder begannen, ihre Felder zu bestellen und Güter herzustellen – und dass obwohl weiterhin die Gefahr bestand, ins Kreuzfeuer verfeindeter Gruppierungen zu geraten. Sie setzten sich daran, ihre Häuser, die Schulen, die Moscheen und Kirchen, die Gesundheitszentren und andere öffentliche Einrichtungen wieder aufzubauen. Sie führten Wahlen durch, setzten die Friedhöfe wieder instand. Sie bemühten sich also, ihrem Leben wieder den Anschein eines geordneten Alltags zu geben.



Bakwit werden politisch aktiv. Auf einer Kundgebung für die Verabschiedung des Bangsamoro Basic Law, Mai 2016 in Manila. Foto: Niklas Reese

Andere haben Parzellen in der Nähe der Flüchtlingslager erworben, dazu die Erlöse ihrer letzten Ernte eingesetzt, Darlehen aufgenommen beziehungsweise sie konnten auf ihre Kinder, die im Ausland als Haushaltsangestellte arbeiten, zurückgreifen. Andere haben Buden in der Nähe des Rathauses aufgestellt und Snacks, Getränke und Mittagessen an das Polizeipersonal und die Mitarbeiter*innen der städtischen Verwaltung verkauft. Viele Flüchtlinge haben sich auch als Tagelöhner verdingt und andere einfache Tätigkeiten angenommen.

Einige haben sich auch bewaffneten Gruppierungen angeschlossen, wie schon in den 1970er Jahren, als sie ins Fadenkreuz der christlichen Paramilitärs (*Ilagas*) und der Armee gerieten. (Zugleich haben sich auch Gemeinden, die von muslimischer Milizen bedrängt wurden, den von der Regierung organisierten paramilitärischen Kräften angeschlossen, um sich selbst zu schützen.)

Nachdem der Krieg sie im Jahr 2000 erneut heimgesucht hatte, ergriffen die Flüchtlinge neue Strategien, um ihren Anliegen Gehör zu verschaffen. So schufen sie »Friedensräume (*spaces for peace*)« in ihren Gemeinden, aus denen sich alle kriegführenden Parteien rauszuhalten hatten. Sie vernetzten sich mit Friedensgruppen, mit deren Hilfe sie Lobbying für ihr Anliegen in der Hauptstadt Manila, aber auch beim Zentralkomitee der *Moro Islamic Liberation Front* (MILF) betrieben. Schließlich gelang es ihnen, dass die Führungen von Armee und MILF sich bereit erklärten, die Friedensräume zu respektieren und sich auch weitgehend an diese Zusagen hielten.

Indem sie mit diesen Organisationen aus der Mainstream-Gesellschaft interagierten, gelang es ihnen auch, dass ihre eigenen Erfahrungen und ihre Anstrengungen, inmitten des Krieges ein Leben zu führen, nicht unbemerkt blieben. Die Flüchtlinge wirkten nachhaltig auf die im Mainstream geltenden Werte ein und veränderten die dort gängigen Vorstellungen im Hinblick auf den Konflikt.

Entwürdigende Hilfe

Samira Usman, eine 27-jährige Geflüchtete, die ich während meiner Feldarbeit interviewte, erzählte mir, sie habe sich nie so gedemütigt gefühlt, wie in den Momenten, in denen sie sich für Lebensmittel anstellen musste, die Hilfsorganisationen zur Verfügung stellten. Obwohl das Leben im Liguasanmarsch und in anderen Zufluchtsstätten schwieriger gewesen sei, sei sie zumindest nicht gezwungen gewesen, sich für Hilfsgüter anzustellen.

Zudem wurde im Rahmen des Interviews deutlich, dass die Hilfsleistungen oft nicht den Erwartungen, Ideen und Bedürfnissen der Flüchtlinge entsprachen. Die Projekte, die Regierung und Zivilgesellschaft in Angriff genommen haben, scheinen die Initiativen, die die Flüchtlinge beharrlich selbst unternahmen, kaum zur Kenntnis genommen zu haben – weder was die Bedarfsanalyse noch was den Wiederaufbau angeht. Wie in dem Fall, in dem die Regierung und einige Hilfsorganisationen billige und gleichförmige Häuser aus Kokosholz und Bambus auf den Ruinen der großen, stabilen und kunstvoll gebauten Häuser der *bakwit* errichten ließen. Dies frustrierte einige Flüchtlinge; sie waren fassungslos und gar beleidigt, dass die schönen Häuser, die sie in jahrelanger, harter Arbeit errichtet hatten durch billige, einheitliche aussehende Häuser ersetzt wurden, Häuser die sie »Rehahütten« taufte.

Die einst produktiven Gemeinden galten nun als arme Dörfer und ihre Bewohner und Bewohnerinnen hatte man zu einer Gemeinschaft von Leistungsempfänger degradiert. In dem, was »Partnerschaft« genannt wurde, war ihnen keine andere Rolle zugewiesen worden, als Geld und Hilfe in Empfang zu nehmen, während die Geldgeber bestimmten, welche Gestalt Hilfe und Entwicklung bekam. Eine Form der Entmündigung, da die Flüchtlingsgemeinden ihre Fähigkeiten und Ideen kaum einbringen konnten.

Keine Frage, es gab auch *bakwit*, die sich das Opferimage, das die Hilfsorganisationen meist verbreitet haben, zunutze machten, um mehr Hilfe zu bekommen; auch weil sie damit rechnen konnten, dass die Hilfe mit jedem Monat, den der Krieg länger dauern würde, weniger werden würde.

Diese Flüchtlinge haben sich entschieden, ihr Leiden zu betonen – und nicht herunterzuspielen, wie sie es unter anderen Umständen tun würden. Aber auch wenn sich diese Flüchtlinge als hilflos darstellten, so kann man durchaus sagen, dass sie auch in diesem Fall ihr Schicksal in die eigene Hand genommen haben. Ihr Schicksal zu problematisieren erschien ihnen als eine Strategie, die unter diesen spezifischen Umständen und mit Adressaten wie den Hilfsorganisationen am ehesten Erfolg versprach. Das zur Kenntnis zu nehmen, ist nicht eine Frage der Moral und des guten Benehmens, sondern davon, Verständnis für die Komplexitäten und die Probleme eines Lebens in

Flüchtlingslagern wie denen auf Mindanao aufzubringen.

Handlungsfähigkeit der Vertriebenen

Wenn man über den Augenblick hinausschaut und ihr Tun in einem Kontinuum sieht, so haben die *bakwit* bei weitem nicht bloß Verzweiflung, Hilflosigkeit und Viktimisierung erlebt. Vieles, was sie erlebt haben, ist auch Ausdruck ihres Beharrungsvermögens. Die *bakwit* wahren ihre Würde, wo sie kämpfen und Wege finden, ihr Überleben und den Wiederaufbau ihrer Dörfer sicherzustellen, selbst wenn sie immer wieder flüchten müssen.

Sie werden in Netzwerken wie *Bantay Ceasefire* aktiv, die den Waffenstillstand überwachen, sie bauen Verbindungen zu Hilfsorganisationen und staatlichen Wohlfahrtseinrichtungen auf oder rufen Räume des Friedens ins Leben. All dies zeigt, wie aktiv sie sind und dass es einfach nicht zutrifft, wenn sie als Menschen beschrieben werden, »die zuvor unabhängig, nun aber von der Regierung, NGOs oder Einzelpersonen abhängig« sind und die von Gefühlen der »Angst, der Hoffnungslosigkeit, der Ohnmacht und der Wut« überwältigt werden, wie in einem NGO-Newsletter im Juni 2003 zu lesen war.

Der Vorschlag, der Flucht auch positive Seiten abzugewinnen und sogar zu behaupten, dass Vertriebene über Macht verfügen, mag als naiv, paradox und romantisch angesehen werden, vielleicht gar als anmaßend. Was mir aber vorschwebt, ist schlicht das vorherrschende Bild der *bakwit* zu hinterfragen und die Fähigkeit, ihr Leben in den Griff zu bekommen, nicht außer Acht zu lassen, wenn man sich mit ihnen beschäftigt. Diese Fähigkeiten werden häufig vergessen und unterminiert, sobald Hilfsorganisationen beginnen, die ersten Hilfsgüter zu verteilen – und werden oft ignoriert, wenn Häuser und Gemeinschaftseinrichtungen konzipiert und schließlich gebaut werden.

Die Bilder der *bakwit* als hilflos, passiv, leidend und als verwirrte Opfer bewaffneter Konflikte, die in unserem Kopf herumschwirren, treffen nicht länger zu. Sie sind nur zum Teil wahr, wenn wir darüber reden, wie Menschen in Zentralmindanao zurechtkommen. Viele der *bakwit* haben die Kriege nicht nur überlebt, sondern sich mit einiger Schläue durchgeschlagen und das, ohne ihre Würde zu verlieren.

Die *bakwit* sind nicht bloß Menschen, die für Lebensmittel anstehen. In den Flüchtlingslagern teilen sie Geschichten miteinander, treten miteinander in Beziehung, sprechen über ihre Träume, machen Pläne und bauen sich wieder einen Alltag in den Dörfern auf, die sie einst zurücklassen mussten. Auch wenn die Flüchtlingslager für sie anfangs fremdes Terrain sind, mit der Zeit werden sie zu Orten, die ihnen

vertraut werden, an den Menschen kommunizieren und interagieren, sprich sie werden zu Orten, denen sie eine Bedeutung geben, in einem gewissen Ausmaß also zu einer Lebenswelt, wie es bei Jürgen Habermas heißt.

Nothilfe reformulieren

Zu erkennen, dass Flüchtlinge nicht nur Opfer des Krieges sind, sondern sich auch selbst zu helfen wissen, könnte auch die Durchführung von Soforthilfe und Wiederaufbaumaßnahmen verändern, dann nämlich, wenn die Flüchtlinge stärker einbezogen werden. Wenn ihre Perspektiven in den Vordergrund gerückt werden, dürfte dies die Hilfsmaßnahmen effektiver und relevanter werden lassen.

Menschen, die in über vier Jahrzehnten schon viele Vertreibungen durchlitten und diese mit bemerkenswertem Mut bewältigt haben und dabei unter Beweis stellen konnten, wie findig und kompetent sie sind, denen muss man nicht erst *empowerment* beibringen, *best practices* empfehlen oder Handlungskompetenzen vermitteln (*capacity building*). Im Gegenteil, Hilfsorganisationen und Behörden können sich an ihnen ein Beispiel nehmen, wie sie in einem Kriegsgebiet am besten agieren sollten.

Vielleicht sollten sich Regierung und Hilfsorganisationen darauf konzentrieren, dafür zu sorgen, dass die Flüchtlinge für jedes Haus, Vieh, Ernte und Eigentum sofort entschädigt werden, die sie durch den Krieg verloren haben. Dabei gilt es, das Niveau der Entwicklung zu berücksichtigen, welches die betroffenen Gemeinden vor Krieg und Vertreibung erreicht hatten. Die Entschädigungsprogramme müssten die Aufgabe haben, die Würde der Flüchtlinge wiederherzustellen, die ihnen durch die unangenehme Erfahrung wiederholter Vertreibungen geraubt wurde – und dadurch, dass sie in armseligen Evakuierungslagern leben müssen und zu Empfänger*innen übereifriger Hilfe und Wiederaufbaumaßnahmen von öffentlichen und privaten Hilfsorganisationen gemacht wurden.

Vermutlich würde dies die Kosten der Reparationsleistungen in die Höhe treiben, so dass einige Politiker*innen sich einem solchen Programm verweigern dürften. In der Tat, die Folgen eines Krieges sind wirklich teuer und dies sollte den Krieg zu einer unannehmbaren Option machen, wenn es darum geht, Probleme der inneren Sicherheit zu lösen.

Weil ich so sehr an die Handlungsfähigkeit (*agency*) der *bakwit* glaube, wurde ich von einigen Kollegen davor gewarnt, die *bakwit* zu romantisieren, als ich zur Feldforschung aufbrach. Ich konnte mich aber nicht mit der Idee abfinden, dass Herrschaftsstrukturen allmächtig sein sollen. Nancy Scheper-Hughes hat hier zwei Ansätze im Diskurs über das Leiden identifiziert. Der eine geht davon aus,



dass wir total unterdrückt werden, so dass Subjekte zu reinen Opfern werden; der andere entdeckt einigen Alltagswiderstand in dem, wie die Unterdrückten sich verhalten. Der zweite Ansatz neigt aber dazu, menschliches Leiden zu romantisieren und dazu das, was das Leiden mit uns Menschen macht, zu verharmlosen. Scheper-Hughes meint hier, dass man nicht die zerstörerische Wirkung unterschätzen dürfe, die Armut und Unterdrückung auf das Individuum und die Gesellschaft haben, dass man zugleich aber auch die kreativen, wenn auch oft widersprüchlichen Mittel anerkennen sollte, die Menschen benutzen, um am Leben zu bleiben und es sogar mit Hilfe von Witz und Verstand verstehen, zu wachsen und zu gedeihen.

Auch wenn ich die schöpferische Kraft und die Handlungsfähigkeit, über die die *bakwit* verfügen, in den Vordergrund stelle, so will ich nicht bestreiten, dass Krieg mit Missbrauch und Zerstörungen einhergeht und ich behaupte auch nicht, dass es nicht auch Situationen gibt, in denen es der Nothilfe bedarf. Ich habe mich aber gefragt, ob wir nicht stattdessen die Hegemonie romantisieren, wenn wir ständig die Macht der Herrschaft über die Menschen und ihre Handlungsfähigkeit betonen. Wenn man mich dafür kritisiert hat, dass ich die Handlungsfähigkeit der *bakwit* »romantisier«*», so spiegelt sich darin vielleicht auch die mangelnde Bereitschaft einiger Menschen wieder, die Stärke des menschlichen Geistes gerade unter den Armen und Vertriebenen zur Kenntnis zu nehmen und ihr zu vertrauen.*

Ich habe mit *bakwit* meine Gedanken ausgetauscht, mit ihnen gemeinsam gegessen, geträumt und Witze gemacht. Im Laufe der Feldforschung hatten wir Spaß, wenn auch unsere schweren Momente. Ich kann mir nicht helfen, all diese Erfahrungen lassen mich an ihre Kompetenz, ihre Kreativität, ihre Ressourcen – und auch ihre Macht – glauben.

Seit 1997 suchen *bakwit* vornehmlich in Flüchtlingslagern in der Stadt Zuflucht. Im Radar der Aufmerksamkeit, galten sie nun als »hilflos«.

Foto: Rappler. 2015